

# Sizilianische Volkssänger.

Von G. G.

Eine der hervorsteckendsten und volkstümlichsten Figuren in Sizilien ist der Cantastore, der Geschichten oder Rolandsänger. Sein Eintritt in die Geschichte des Volkes ist in Dunkel gehüllt. Jedenfalls haben wir es auf Sizilien mit einer Schöpfung der Urbevölkerung zu tun, wenn auch die zum Teil behandelten Gegenstände dem frühen Mittelalter angehören. Wie alle primitiven Völker die Taten ihrer Helden in Epn verherrlichen und durch den Mund ihrer Sängler den kommenden Geschlechtern überliefern, wie die Gesänge des Homer, des Ossian, die Lieber und Heldengedichte der Germanen, die Sagas der Scandinavier und die Volksgedichte der Spanier unter Begleitung von Musikinstrumenten gesungen wurden, so geschah das auch bei den Sizilianern. Der Name cantastore ist dafür ein sprechender Beweis. Man begann zum Klange der Leier, der Zither und der Gitarre, aber auch der bescheidenen Sackpfeife die Heldenaten der Vorfahren und das stille Glück der Liebenden. In unserer alle gleichmässigen Zeit ist auch diese eigentümliche Volkstümlichkeit dem Untergange geweiht. Die Klänge der Leier sind längst verstummt, geliebt ist nur die mündliche Erzählung wunderbarer Taten, Begebenheiten, über natürlicher Geschehnisse. In allen diesen Erzählungen wuchert die Einbildungskraft und überwiegt die Leidenschaft der Ueberzeugung. In der Phantasie der späteren Geschlechter nehmen die rühmreichen Taten der Vorfahren übertriebene Verhältnisse an; die Helden werden Riesen, die Sagenkreise werden erweitert, und wo sich Rügen zeigen, hilft die Erfindung nach. Personennennungen und Zeitbezüge machen dem Cantastore keine Sorge. Im Eifer des Erzählens vernachlässigt er die Personen des karolingischen mit denen des bretonischen Kreises, setzt er uns in Erlaunen durch die Fabel von dem siebenköpfigen Drachen, von dem mit einer hundert Zentner schweren Keule bewaffneten Riesen. Das kleine Volt aber nimmt alles gläubig und andächtig an; es hängt an den Lippen des Erzählers, gerät in Entziden über den Sieg seines Lieblingshelden, trauert über dessen Niederlage, zittert, wenn eine schwere Gefahr, ein Hinterhalt ihn bedroht. Wehe dem Hebelbetanen, der sich aus bloßer Neugierde naht und den dicht gedrängten Kreis der Zuhörererschaft zu hören wagt: Murren des Missfallens oder gar unheilbringende Flüche verdrängen den Eindringling. Volkserzähler gibt es noch in Palermo, Catania und Messina. In den Provinzen Girgenti, Trapani, Syracusa und Castellania trifft man sie nur noch selten. Es ist mir aufgefallen, daß die Cantastore zur Ausübung ihres Berufes die Wespertunden bevorzugen, und daß sie ihre Sungen auf offenen Plätzen und fast immer in der Nähe des Meeres abhalten. Das letztere erklärt sich wohl daraus, daß im allgemeinen Seefahrer und Seeleute den Hauptteil der Zuhörer bilden. Nur bei großen festlichen Gelegenheiten verlassen die Cantastore zeitweilig ihre gewohnten Plätzen, um sich in der Hoffnung auf verdienstlichen Gewinn dorthin zu begeben, wo die Bevölkerung zusammenströmt. An diesen großen Tagen werden vielerprechende Programme verknüpft: Meise, Klöppel auf dem Spinnrockt! Zweikampf zwischen Argant und Landred! Seltsamer Wettstreit zwischen dem Bettern Roland und Kinalun um die Liebe der Angelika! In Palermo, Messina und Syracusa sitzen am Meeresufer auf Barken, Planken oder Steinen oder rittlings auf roh gezimmerten Bänken zahlreiche Seeleute, Ratsgeber, Bettelbittende und Straßenjungen um den Cantastore herum. Der erzählt ihnen mit feierlichem Nachdruck von dem Verrat des Pinabello von Magona, von den Zaubereien der free Melissa, von der sobelhaften Stürze des durch ein Haar der Madonna unüberwindlich gemachten Rolandswertes Durindan. Zu fassen des Erzählers steht ein Kontrag oder eine Biestschale, in die jeder nach Vermögen sein Scherflein hineinsteckt, um Centesimo des Straßenjungen bis zum Doppelpfennig des Arbeiters. Der dabei abfallende Gewinn ist allerdings sehr bescheiden, in der Regel nicht mehr wie 30 Soldi pro Sitzung. In den Augen des niederen Volkes ist der Erzähler eine geheiligte Persönlichkeit, die gebührend geachtet wird. Der Cantastore feinerseits ist sich seiner Bedeutung als Künstler und Professor wohl bewußt. Die ganze Stufenleiter der Empfindungen und Gefühle steigt ihm zu Gebote. Wie abwechselungsfähig steigt seine Rede! Rauf und hart erhebt die Stimme des Riesen Faragru, artig und lieblich die der Angelika. Seht, wie er in Begeisterung gerät, wie er mit den Armen die Luft durchschneidet, wie er die Aufmerksamkeit der Zuhörer festzuhalten

weil, wie er sie bald in Erlaunen, bald in Schreden versetzt, so daß sie kaum zu atmen wagen und ihr Beifallsbedürfnis jügeln, um den Erzähler ja nicht zu föhren! Ab und zu, wenn die Erzählung sich in einem ruhigeren Fahrwasser bewegt, entbült und knabbert man zum Zeitvertreib die beliebten gelagerten Luwinekerne und die gerösteten Kürbissamen. Und nun — gerade mitten in der spannenden Erzählung, wenn alle mit Unzweifel das Niederfallen eines tödlichen Keulenschlages oder den Ausgang eines einem Lieblingsritter gelegten Hinterhalts erwarten, in demselben Augenblick, wo sogar die Kinnbacken ihre Arbeit einstellen, unterbricht der Erzähler mit kluger Berechnung seinen Vortrag, indem er sich den perlenden Schweiß von der Stirn wischt. Die erfahrenen Zuhörer wissen ganz genau, was sie zu tun haben: sie ziehen ihren Geldbeutel und lassen von neuem ihre Zweisenteinstufige in die Schale regnen. Wehe, wenn man sich stelle, als ob man „sein Latein verstände“, wie es im Italienischen heißt! Der Cantastore steigt plötzlich von seinem hohen Sockel herab und schließt seine Erzählung ohne Begeisterung, im ruhigen Erzählerston und ohne den dramatischen Knalleffekt zum besten zu geben. Wenn dagegen das Geld in der Schale klingelt, so kann man sicher sein, daß die Sitzung sich verlängert und daß man ganz erstaunliche, unerhörte Dinge zu hören bekommt. In Catania ist die Schale nicht in Gebrauch. Mitten im Vortrag erhebt sich hier der Bejaher der Gesellschaft und macht mit der Mütze in der Hand die Kunde, um den pflichtmäßigen Beitrag des „Partetts“ einzufordern. Bisweilen fundet der Cantastore auch einen Soldo irgend einem Kunden, in der sicheren Erwartung, am nächsten Tage den doppelten Betrag zu erhalten.

## „Restaurant“.

Daß die deutsche Sprache das Wort Restaurant von den Franzosen übernommen hat, ist allgemein bekannt, aber die wenigsten derer, die dieses Wort häufig auf der Zunge führen, werden wissen, daß das Wort Restaurant im allgemeinen Sinne eines Gasthofes verhältnismäßig jungen Datums ist und auf eine eigenartige Entstehungsgeschichte zurückzuführen ist. Denn im Französischen bedeutet das Wort „Restaurant“ ursprünglich keineswegs einen Gasthof, sondern nur eine kräftigende Suppe. Die Königin Margarete von Navarra erzählt noch: „Ich schickte in einer Garküche, in der man mich die schönsten Restaurants und die besten Fleischgerichte, die ich je genoss, essen ließ.“ Eine Zeitlang gab es ein kräftigendes Gericht, das als „Restaurant“ berüchtigt und Mode wurde, das Gericht bestand aus feingehacktem Rindfleisch und Geflügelfleisch, das über einem Feuer mit Trauben und Damastus, getrockneten Rosen und Bergtrauben gewissermaßen destilliert wurde, und als Suppe Liebhaber fand. Im 18. Jahrhundert vereinfachte ein Arzt namens Clarenens das Rezept dieser „göttlichen Kräftigung“ und begnügte sich damit, gemälertes Geflügel in einem aromatischen und stark gewürzten Wasser zu kochen. Das Rezept dieses Arztes hatte einen großen Erfolg, es galt bald als guter Ton, von Zeit zu Zeit ein „Restaurant“ zu genießen, und im Jahre 1766 eröffnete ein finibiger Geschäftsmann ein kleines Unternehmen, dessen Zweck es war, dieses Gericht zu vertreiben. An der Tür des Lokals prangte die Inschrift: „Verkauf von Restaurants“. Das Lokal lag damals in der Rue des Poulies, in der jetzigen Courdes-straße, und der „Restaurant“ folgte seiner Wunderkurpe noch Trauben und Geflügel bei. Nun entstanden bald allerlei Konkurrenzunternehmen, aber immer stand das „Restaurant“, die kräftigende Suppe, im Mittelpunkt des Geschäftes, und andere Speisen wurden nur auf Verlangen als Ergänzung gereicht. Eine zeitgenössische Chronik berichtet: „Die Restaurateure sind jene Leute, die Kunst besitzen, die Suppen zu bereiten, und sie genießen dabei das Recht, alle Arten von Suppen zu verkaufen, Reisuppen und Nudelsuppen, frische Trauben u. s. w.“ Diese Suppen schankstellen nahmen bald den Titel „Restaurant“ oder „Gesundheitshaus“ an, und die Chronik der Zeit erzählt, daß „diese Einrichtung den Herren Rojo und Bourtois im Jahre 1766 ihr Entstehen verdankt.“

## Kräftige Natur.

In England werden die zum Tode Verurteilten gekent. Kurz vor der Hinrichtung erteilte ein Raubmörder und mußte deshalb dem Krankehaus übergeben werden. Als er nach vielen Wochen genesen war, schickte der Anstaltsarzt an die vorzugesetzte Behörde das Attest: „Der Delinquent kann jetzt ohne Nachteil für seine Gesundheit gekent werden.“

# Geschäftsmäßig.

Bettelbrief-Schreiber eine gut zahlende Beschäftigung.

Die Spekulation auf das Mitleid und den Wohlwiltigkeitssinn der lieben Mitmenschen zeitigt immer noch sehr wertvolle Resultate; ja es scheint mit der zunehmenden Wohlhabenheit ein auf sie gegründeter Erwerb grössere Dimensionen anzunehmen, nämlich das Bettelbriefschreiben. Man ist im Publikum ebensowenig darüber unterrichtet, wie viel Tausende von Bettelbriefen täglich geschrieben werden, als über den klingenden Erfolg, den die Bettelbriefschreiber haben. Bei systematischem „Betrieb“ des Bettelbriefschreibens erwerben tüchtige Männer und Weibchen so viel, daß sie ein geradezu glänzendes Leben führen und sich mit vollem Recht den Rentierstil beilegen können, den sie der Öffentlichkeit gegenüber sehr oft führen. Es gibt aber in diesem „Geschäft“ Abstufungen aller Art, und außer solchen systematischen Geschäftsmännern, die ihren Treiben vor noch zurückkommen werden, gibt es kleinere Betriebe und auch Arbeit von Dilettanten.

Das Bettelbriefschreiben wird gleichmäßig in allen Kulturstaaten betrieben. Am meisten geschäftsmäßig ist der Betrieb in England und Amerika, weil dort die Leute mit den größten Vermögen leben, daher für die Bettelbriefschreiber die Einnahmen reicher fließen. Auch in Frankreich, wo es viel reiche Leute gibt und die Wohlthätigkeit zum Teil Woheltat ist, kommen die Bettelbriefschreiber beiderlei Geschlechts noch besser auf ihre Rechnung, als in Deutschland, wo sie indes Tausende und abermal's Tausende verdienen.

Die Leute mit der ungebildeten Handschrift benutzen natürlich möglichst schlechtes Schreibmaterial. Es sind fleinliche Gauner, die annehmen, daß auch andere Leute fleinlich denken und sich sagen: wenn der Bettelbriefschreiber noch Geld hat, am anständigen Briefpapier nebst Umschlag zu beschaffen, so braucht man ihm keine Unterstützung zu geben. Ganz anders spekuliert der Gauner oder in Deutschland vielmehr der Gaunerin mit der gebildeten Handschrift. Diese verwendet sogar gutes Schreibmaterial, und zwar aus taktischen Gründen. Schon eine gebildete Handschrift macht auf den Angebeteten einen guten Eindruck. Das anständige Kuvert des Briefes gewährt die Sicherheit, daß der Brief geöffnet wird, und daß ihn der Adressat selbst liest. Verdächtige Briefe mit schlechtem Umschlag und ungelentener Handschrift öffnen eventuell der Angestellte, der Sekretär oder Buchhalter. Aber auch der elegante Briefbogen trägt dazu bei, das Mitleid des Angebeteten zu erregen. Die Schreiberin des Briefes ist ja auch nicht etwa eine Person, die nichts mehr zu essen hat. Sie ist ein unglückseliges Menschlein, das vermoder seines Namens, seiner Tradition zu einer gewissen Repräsentation gezeugt ist, und dem das aller-notwendigste Geld dazu mangelt. Man weiß es ja, welche schrecklichen Szenen die Repräsentation, die Verpflichtung, zu glänzen, vielen Tausenden von Menschen, besonders in Deutschland, auferlegt. Der Empfänger oder die Empfängerin des Briefes haben vielleicht in früheren Zeiten selbst einmal unter dieser traurigen Pflicht der Repräsentation und des äußeren Scheins gelitten. Sie sind darum desto leichter geneigt, den Bitten der Briefstellerin zu willfahren, wenn diese fleinlich Geld heischt, um der Tochter, die konfirmiert werden soll, ein Kleid zu beschaffen, wenn sie um Geld bittet, um ein einziges geliebtes Kind geboren zu lassen, wenn sie um Geld bittet, um einen kranken Angehörigen in einer Heilanstalt unterzubringen oder bei einer gefährlichen Erkrankung operieren zu lassen.

Diese Sorte Briefstellerinnen, besonders in Deutschland, arbeitet nach psychologischen Berechnungen. Sie senden ihre Bettelbriefe vor allem an Leute, die sich in einem besonderen Seelenzustand, sei es ein stöblicher, sei es ein trauriger, befinden. Die Zeitungen, die Familiennachrichten bringen, bieten damit jedem die Hilfe jener Leute dar, die ihren Sohn oder ihre Tochter verheiratet, die die Geburt von Kindern oder Entleernden anzeigen, und endlich von Leuten, die den herben Verlust eines lieben Familienangehörigen betannt geben. Solche Leute sind in ihrer freudigen oder traurigen Stimmung viel mehr zugänglich für einen rührend abgefaßten Bettelbrief als Menschen, bei denen diese psychologischen Momente nicht vorliegen. Die Zeitungen melden ferner, wenn jemand einen Drogen oder einen Fieber erlitt oder als Beamter in eine höhere Stellung befördert wird. Die alle Ausgezeichneten bekommen fiderlich mindestens ein Duzend Bettelbriefe.

In Paris und London gibt es vollkommene Bären, an denen man die Adressen von Leuten kaufen kann, die auf Bettelbriefe reagieren. Besonders werden reiche alleinlebende

Frauen systematisch von Bettelbriefschreibern ausgebeutet. Eine reiche Londoner Witwe ist von einer Gesellschaft von Bettelbriefschreibern im Lauf weniger Jahre um Tausende von Pfund Sterling gebracht worden. Die Gesellschaft entwarf gemeinsam rührende Briefe; auf einen von diesen erhielt das Gaunertum 800 Mark, und die Gesellschaft hatte die Freiheit, schon 14 Tage später noch eine Nachforderung von 200 Mark, angeblich zur Rettung einer schwer erkrankten Person, zu stellen. Auch diese Summe wurde von der mittelstigen Dame hergegeben. Zuletzt wurde es aber selbst dieser gutmütigen Frau zu viel; sie schickte sämtliche an sie eingehenden Bettelbriefe an einen Vereiner gegen Verarmung und Bettel, und die Recherchen, die hier ange stellt wurden, ergaben, daß nicht einer der Briefe, voll des schredlichsten Geklamers, der Wahrheit entsprach.

Die Briefschreiber aller Länder wissen sehr genau, daß die Wirkung ihrer Briefe bedeutend unterkühlt wird, wenn sie irgendwelche „Dokumente“ beifügen, die ihre Armut und Weiblichkeit betätigen. Solche Dokumente sind Totenscheine, Pfandscheine, Ermittlungsandrohungen und gerichtliche Verfügungen zum Verlassen der Wohnung, Exekutionsmandate und so weiter. Der allergrößte Teil dieser Bettelbriefe ist gefälscht. Formulare für solche Dokumente kann man meist in der Papierhandlung kaufen, und irgendein Mitglied der Bettelbriefschreiberbande, das eine Kanzleischrift besitzt, fertigt die Schriftstücke aus, die eventuell mit dem unbedeutlichen Abdruck irgendeines beliebigen, amtlich aussehenden Stempels versehen werden. Die raffinierte Gaunerin versteht in irgendeinem Leihamt einen geringfügigen Gegenstand und erhält dafür den Pfandschein in Höhe von vielleicht ein oder zwei Mark. Mit allen Künsten der Fälschung besetzt sie dann die Aufschrift des Pfandscheins und setzt eine neue Aufschrift auf ihn, indem sie darauf verzichtet, den geringwertigen Gegenstand überhaupt jemals einzulösen. Den Pfandschein fälscht sie vielleicht auf zwei Trauringe, und wenn eine jung verlobte oder verheiratete Frau aus reicher Familie den Bettelbrief einer Dame erhält, die mitteilt, daß sie ihren Trauring und den des geliebten verstorbenen Gatten verlegt habe und diese Trauringe in alternativer Zeit einzulösen müße, weil sie ihr sonst verloren gingen, so wird die jung verlobte oder Vermählte nur zu leicht geneigt sein, der Bettelbriefschreiberin das Geld zur Auslösung der angebliehen Trauringe zu senden.

## Der „Wildfang“.

Ist der Sprößling etwas ausgelassener Art, so nennt ihn die Mutter wohl halb ernst, halb lachend, einen Wildfang. Der Wildfang ist heute also ein Mensch. Heute? War er denn das nicht immer? Als ich im 15. Jahrhundert zwischen dem Bewohnern von Aken und dem schlachtberühmten Sackha in Baden der „wiltfangen halben eliche span“ (Spann — Zwiffigkeiten) erboben, wurde der Streit so entzündet, daß jeder der beiden Orte den derzeitigen „wiltfang“ in Besitz behalten sollte. Was ist der Wildfang hier? Was er vornehmlich sein kann: ein eingeborgtes Waldgebiet, in dem man das Wild einfing, ein Jagdgebiet. Von dieser Grundbedeutung aus Wort zu einer Bezeichnung dessen, was man an wildem und ungezähmtem Geier einfing, mochten es Pferde oder Hühner oder auch Jagdgebiete sein, die man zur Falkenei abrichtete. Nun, nicht nur der Geier ist wild und unabhängig, auch der Mensch kann es sein: seit dem 17. Jahrhundert nannte man auch einen unabhängigen Menschen einen Wildfang („Anfang“). Und noch etwas: daß man zu Zeiten auch den fremden („wilden“) Besucher eines Landgebietes mit dem Worte benannte, bezugen J. Grimm's Weistümer, bezugen Gustav Freitag in seiner Aufsätze „Deutsche Ansieder in schlesischen Grenzland“, wenn er sagt: „Sah der Polonier nicht als Wildfang, der sich eigenmächtig auf unbekanntem Grund ansetzte, so forgte er als Deutscher vor allem, seinen Sitz durch feste Grenzen abzuschließen.“ Wie das Wort in seinen ersten beiden Bedeutungen abgefloren ist, so auch in dieser, nur „der kleine Wildfang“ ist geblieben und wird bleiben, solange es Kinder gibt.

## Schädliche Trauer.

Unter den Damen von Rang und Ansehen herrscht früher in Wortlaut der seltsame Brauch, beim Tode des Gatten die Wäden der Wohnung zu schließen, sich in den finsternen Zimmern, in denen sie oft ein ganzes Jahr verharren, einzuschließen, auf den Fußboden zu schlafen und weder das Zimmer zu verlassen, noch Besuche zu empfangen. Die Folgen dieser sonderbaren Sitte waren nicht selten gefährliche Krankheiten. Im Jahre 1760 erging daher ein königlicher Erlaß, der den Witwen versah, sich in finstere Gemächer einzuschließen oder sich länger als acht Tage schwarz zu kleiden.

# Flugfahrt.

Von Walter Schumann. (Gefallen vor Zeiffons.)

„Das möchte ich noch erleben!“ sagte mein Vater und bewegte das Zeitungsbloß, in dem er von Zeppelins Veruchen gelesen hatte. „Einmal fliegen!“ rief er hervor, mit der ganzen Sehnsucht eines vom Hiersein verdrängten Idealisten. „Ein Jahr meines Lebens gäbe ich darum!“ fügte er schmerzlich entschlossen hinzu und schloß die schweren Augenlider. „Zwei, drei Jahre zu früh ist er gestorben. Wenn Flugzeuge oder Luftschiffe erschienen, über dem Wald oder den Straßen, kamen meiner Mutter jedesmal die Tränen. „Wunderbar“, sagten wir alle. Sie wollte nicht fliegen. Sie ängstigte sich ein wenig, wenn wir davon sprachen. Mutter! Eine Urne vermischt seine Asche und ihre.“

Ich hatte ein Mädchen kennen gelernt, in der weissen Dünenlandschaft meiner Heimat. Sprechlich! Kurische Richtung, Sandgebirge. Eine Wolkenfette am Horizont. Eine Sonnenwand, wenn man näher kommt. Dort wanderten wir, und der Himmel senkte sich wie ein leuchtend blondes Tuch. Die Klappen der Sandberge lagen wie Urwaldstiere vor uns, wie Ballonhüllen, schrumpftend oder aufgebläht. Manchmal taumelte eine Wäde wie ein losgerissener Felsen in die Luft und sidete über's blaue Wasser. Uns trugen die Berge; der Sand schnellte leicht von den Höhen. Wir feberten wie auf Ballonhüllen. Und je mehr wir sahen, kränkten wir. Mit offenen Augen glaubten wir zu schweben.

Hochzeitsreise! Es soll die schönste sein, für uns beide. Und auf einmal wissen wir, wir werden fliegen. Fliegen, bald nach der Hochzeit. Wir wagen es, wenn wir nur einander begegnen, auch diese Träume Wirklichkeit werden zu lassen. Denn das glauben und wollen wir beide: Daß sie schön sei, der allerhöchste Traum.

Ein Jahr meines Lebens hätte mein Vater darum gegeben. Und viele haben ihr Leben seitdem. Wir wollen ohne Gefahr im Luftschiff fliegen. Durch die Luft fahren die heißesten Sehnsüchte erlauchtester Geister. Heute kann man sich Billets kaufen. Unsere Herzen pochen jedesmal, um wir finden neugierig verlangen, wenn wir an den hübschen Plan denken.

„Fliegen wir heute?“ Wir essen und können kaum sprechen. Es sind ein paar Wolken am Himmel. Nachts hat es gewittert, jetzt ist's draussen kühl und klar.

Auf dem Wege zur Bahn. Wir sind schon ganz verdozt von Vorfreude; die Erwartung verdrängt fast die Neugier; wie ein Fieber eine Weile über einer augenblicklichen Erregung vergessen wird. Als sollten wir einen Becker Neugier trinken, mit einem Tropfen Gefahr. Geheimnisvoll zieht es uns. Wir beide zusammen, wir werden allein sein, hinwegent über die Erde! Fliegen — wie? Fliegen wie die Vögel. Nein: durch die Luft fahren. Wie werden die Wolken aufsteigen? Wie Stadt und Wald? Wir wissen's bald. Was werden wir empfinden? Werden wir uns klein fühlen wie winzige Erdgeschöpfe, oder erhaben, wenn wir erhaben sind? Wir versprechen uns viel, jawohl, aber ist die Wirklichkeit nicht schöner? Und werden wir Wirkliches oder Unbekanntes fühlen? Der Zug läßt auf sich warten. Wir kommen zu spät. Endlich — — — wie das wieder rattert und schaukelt, wie gleichgültig uns die heftige Jagd der Wilder läßt! Es ist uns nicht schnell genug.

Am Bahnhof in Potsdam — „Rafch ein Auto“ — „Luftschiffhalle“ — „Schnell, sehr schnell“. Jeder Stoß noch ein Gruß der Erde. Die Materie macht sich lästig. — Die letzte Wegbiegung. Halt.

Da, da ist die Halle. Wir treten ein. Es liegt vor uns, das große Geschaffen unserer Zeit. Das Zepelinluftschiff „Gans“. Jeder kennt es, dieses Geschöpf aus schwebender Baumwolle, mit den Aluminiumflößen. Sieht es nicht aus wie vom Mond am Morgen sicher auf die Erde gezielt und sorgsam in eine vorbereitete Halle gezogen?

Es liegt wie ein Tier im Stall, und eben erhebt es Wasser wie ein Tier.

Der zylindrische gewaltige Leib, gasgefüllt, mit den achtzehn glatten Flächen. Die drei Gondeln. Das Segelwerk von Seiten- und Höhenflächen unterm Schwaungende. Die Führergondel und die hintere, beide für die Maschinen, hängen wie Boote. In der Mitte ist ein aluminiumplantes Bahnabteil — ins Schiff gebaut, ein Neise- und Speisewagen, die Passagiertabine. Den Ballon halten an Tauen liegende große Gewichte verankert. Einige Tuae gleiten über Rollen, die auf Schienen ruhen. Die Stahlkräfte sitzen. Wäulenfließen stehen die Luftschraubenflügel. Rings Erkräftigt, Präzision. Man hört die Soldaten draussen lachen, die auf der Wiese liegen. Der Nachmittag leuchtet, man sieht den blauen See dort hinten.

„Fliegen wir nach Berlin?“ frage ich einen freundlichen Ingenieur. „Ja, wir wollen ein Etüd über Berlin fliegen — wenn nicht Unvorhergesehenes eintritt.“ — „Das tun Sie schon aus Reklame“, sagt ein wüsig aussehender Passagier. — „Stimmt“, lacht er. Er bittet uns, die Billets zu zeigen. Wir sind unfer fünf. Man bringt den kleinen Treppensteg. „Gintegen!“ „Gleich fahren wir“, lacht meine Frau freudig und brüht mit die Hand.

Ein leiser Pfiff — das Schiff ist losgezogen. Soldaten ziehen es an den Tauen aus der Halle; wir füllen, daß wir schweben, während wir in den offenen Fenstern stehen. Jetzt ist der Kopf des Schiffes auch aus der Halle. Die Soldaten laufen mit uns und ziehen es fort, schräg und halb im fortgerissenen Laufen und halten noch einmal an; wir füllen mit den Weinen den Boden des Schiffes, wogerecht ruhig. Die vorderte Gondel liegt schon auf dem Wasser des kleinen Sees. Das Wasser „blüht“ dunkelgrün. Der Himmel wölbt sich blau. Jetzt — jetzt — los —

Wir sehen plötzlich, heftig, die leuchtenden Uniformen der Soldaten aus dem Grün leuchten. Gesichter lachen. Dann brandet eine heftige Welle dunkelblauer Uniformen mit roten Flecken zurück ins leuchtende Wüstenland. Schräg aufwärts geflechte Soldatengeflüster lachen — lachend nur mehr — vertörzte Arme winken. Die Kabine gleitet auf wie eine Drachteilbahn. Die Propeller drehen sich und brummen. Wir sind über der kleinen Wiese, dem kleinen See, der Baumreihe, und an den letzten herabgeleitet. Wir schweben schon weit, weiter, sehr weit fort. Der Fundblick wächst beträchtlich. Noch könnte man wohl denken, man sei unheimlich geschwinde auf einen Berg gefahren. Das Schiff fährt noch einmal aufwärts. Man hat die beispiellose hochliegende Vögel. Wir ist nicht wüsig. Hatte ich denn ganz vergessen, daß ich nicht auf der Höhe eines Turmes stehen kann ohne jenes Gefühl von Schwindel, bei dem einem die Beine wanken? Ja, mir ist gar nicht gut, ich klammere mich an eine Stütze, finte in einen Stroßfessel, schließe die Augen. Darf ich das denn? Die teure Fahrt. Meine Frau riebt sich lachend über die Brille. Sie winkt mir. Ich schlepe mich zu ihr. Ich kann gegen die Unbehagen nicht an. — Wir wird schon besser werden.

Jetzt ist der Horizont so groß geworden, das Flachland unendlich und der Himmel eben. Wie sah ich in solche Weite. An der Wölbung des Schiffes über uns merkten wir, daß wir nicht mehr steigen. Woran sollten wir es sonst merken? Wie sind hoch über der Erde. Und dies parabolische Tier bewegt uns gar nicht. Es nimmt einfach mit. Wir gehen ruhig einher auf dem Boden seines Rauges. Ob das Tier schräg aufwärts oder schrag geradeaus schwebt, der Bauchboden ist eben, fährt sonst gleich fort. Wir können n's hinaussehen, ja, das sieht bis an die Kräfte. Da unten ist Potsdam im Kranze der Gärten und Schilber.

Kurios diese reizenden Miniaturen! Kostbare seltene Arbeit! Die Schöpfereien lächerlich. Die Terrasse von Sanssouci eine winzige Lufttreppe. Der chinesische Pavillon — Filigranarbeit. Straßen von Klein-Parisdam mit sauberen, schrägen Häufelchen, und diesen baumröten Mühlchen von Dächern. Wie entzückend gemacht ist das!

Die Havelseen aus Schmelz lehren fest und blank in ihren Uferändern. An Sonne wärmt sich die weit ausgelegte Landkarte, formt sich ihre Kleinplastik gegen die Straßen, püht ihre reinen, starken und zarten Farben. O, weite, weite Wälder der Mark, ihr japsinischen Kiefernwälder! Euer, Schmelzleucht wie ein Smaragd. Und ihr bunten Straßen von Bitten, in Rosa, wie Schwimmen in euch die Fische, und Wiesen, wie lönt euch die Ferne ab und verschiebt euch gart violett! Wir fahren durch die Luft! Seligheit!

## Der erste Truthahn Europas.

Der Truthahn liefert einen beliebten Weihnachtsgast. Der erste Truthahn, der jemals nach England gebracht wurde, kostete mit allen Nebenausgaben wohlgefährlich 14,000 Pfund. Den Zusammenhang erzählt eine englische Wochenschrift folgende: Im Jahre 1502, also kurz nach der ersten Entdeckung des Columbus, schickte Heinrich VIII. auf eigene Rechnung ein Frachtzug nach der neuentdeckten Welt aus. Der Befehlshaber des Entdeckungsschiffes, Sebastian Cabot, hatte unter seinem Untergebenen einen Leutnant namens William Stridland, und dieser war es, der aus Amerika den Truthahn zuerst nach England brachte. Der englische Name des Vogels „Turkey“ stammt daher, daß man um 1500 herum unter „Turt“ alles Fremde verstand, was man nirgends anders unterbringen konnte. Die Familie Stridland, die seit der Entdeckungzeit des oben genannten William Stridland genant worden ist, hat übrigens bis auf den heutigen Tag einen Truthahn im Wappen.